

Dirk Rustemeyer

# Wovon man nicht sprechen kann ...

Sprachspiele nach Wittgenstein



Königshausen & Neumann

Dirk Rustemeyer

Wovon man nicht sprechen kann ...



Dirk Rustemeyer

# Wovon man nicht sprechen kann ...

Sprachspiele nach Wittgenstein

Königshausen & Neumann

*Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek*

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2026

Verlag Königshausen & Neumann GmbH  
Leistenstraße 7  
D-97082 Würzburg  
[info@koenigshausen-neumann.de](mailto:info@koenigshausen-neumann.de)

Umschlag: skh-softics / coverart

Umschlagabbildung: Eli Berr: Seamless abstract # 661779661 © adobestock.com

Alle Rechte vorbehalten

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Druck: docupoint, Magdeburg  
Printed in Germany

ISBN 978-3-8260-9516-0  
eISBN 978-3-8260-9517-7

[www.koenigshausen-neumann.de](http://www.koenigshausen-neumann.de)  
[www.ebook.de](http://www.ebook.de)  
[www.buchhandel.de](http://www.buchhandel.de)  
[www.buchkatalog.de](http://www.buchkatalog.de)

# Inhalt

<b>Einleitung</b> .....	9
<b>Die Natur braucht das Denken nicht</b>	
Ludwig Wittgenstein und Thomas Bernhard .....	19
1 Ludwig.....	19
1.1 Schweigen .....	19
1.2 Theater .....	20
1.3 Unterscheidungen .....	23
1.4 Masken .....	24
1.5 Zwischen .....	27
2 Sprachräume.....	29
2.1 Rhythmen .....	29
2.2 Freisein.....	35
2.3 Diagramme .....	38
2.4 Spiele .....	44
3 Imaginäres .....	49
3.1 Nichtidentität .....	49
3.2 Welt-Bilder.....	52
3.3 Tautologien .....	54
3.4 Wahres.....	56
3.5 Synthesis .....	57
3.6 Erfahrung.....	61
4 Verzweiflung.....	64
4.1 Täuschungen .....	64
4.2 Augenblick.....	67
4.3 Angst.....	73
4.4 Flußbett.....	77
4.5 Einsamkeit .....	78

5	Glück .....	82
5.1	Praxis .....	82
5.2	Käfig .....	84
5.3	Skizzen .....	89
5.4	Unerforschliches .....	91

### **Nichts dazwischen**

	Ludwig Wittgenstein, John Cage und Martin Heidegger .....	97
1	Strukturen .....	97
1.1	John Cage.....	97
1.2	Ludwig Wittgenstein.....	99
1.3	Martin Heidegger .....	103
2	Bestimmen.....	106
3	Unterscheidungen.....	108
3.1	Ludwig Wittgenstein.....	108
3.2	Martin Heidegger .....	111
3.3	John Cage.....	114
4	Einfaches .....	116
5	Hören.....	119
5.1	Martin Heidegger .....	119
5.2	John Cage.....	123
5.3	Ludwig Wittgenstein.....	127
6	Nichtverstehen.....	130
6.1	John Cage.....	130
6.2	Martin Heidegger .....	133
6.3	Ludwig Wittgenstein .....	135
7	Nichts .....	137

### **Gegen den Strom**

	Ludwig Wittgenstein, Hans Blumenberg und Michel Foucault .....	139
1	Ausgangspunkte.....	139
1.1	Reisen, Proben, Nähmaschinen .....	139
1.2	Metaphern.....	149
1.3	Diskurse .....	151
2	Zeit und Geschichte.....	153

3	Zeigen .....	158
	3.1 Unbegriffliches .....	158
	3.2 Rhetorik .....	163
	3.3 Phantasie .....	165
4	Historisches Apriori.....	171
5	Situierte Reflexion .....	176
	5.1 Anders denken.....	176
	5.2 Werten .....	179
	5.3 Nachdenklichkeit .....	182
6	Bildervergleich .....	183

### **Am Rande des Schweigens**

Ludwig Wittgenstein, Maurice Merleau-Ponty

	und Raymond Carver .....	185
1	Sprechen und Schweigen.....	185
2	Sprach-Bilder .....	187
3	Schöpferische Gesten .....	192
4	„Da war noch etwas“ .....	198
5	Ordnungen des Unartikulierten.....	208
6	Ikonik der Sinnbildung .....	213
7	Phantasie und Fiktion .....	218

### **Epilog: Ein fremdes Land**

Ludwig Wittgenstein, Clifford Geertz und

	Friedrich Schleiermacher .....	227
1	Selbstverständliches verstehen.....	227
2	Ereignisbilder .....	230
3	Das Eigene des Realen.....	237
4	Maßstäbliches im Besonderen .....	244
5	Subjektivität, als Echo .....	247
6	Fremdes Ähnliches .....	253

	<b>Literatur</b> .....	265
--	------------------------	-----

	<b>Personen</b> .....	277
--	-----------------------	-----



## Einleitung

„Ich soll nur der Spiegel sein, in welchem mein Leser sein eigenes Defizit mit allen seinen Unförmigkeiten sieht, und mit dieser Hilfe zurecht richten kann.“<sup>1</sup> Einen merkwürdigen Spiegel hält Ludwig Wittgenstein seinen Lesern vor: Mängel, ja Unförmigkeiten sollen sie darin erblicken, ihren Unvollkommenheiten ins Antlitz schauen. Doch ist der Schock der Selbsterkenntnis kein Selbstzweck. Erst wer seine Fehler sieht, kann sich „zurecht richten“. Enttäuschung stünde am Beginn von Einsicht. Nur von der Möglichkeit der Korrektur ist freilich die Rede. Von selbst schlägt Erkennen nicht ins Handeln um. Wittgensteins „Spiegel“ besteht aus Worten. Sein Wert erweist sich im Gebrauch, so wie die Sprache, die Wittgenstein in immer neuen Proben untersucht. Den Spiegel zu gebrauchen heißt, ins Anderssprechen zu gelangen. Reflexion gelingt als Praxis.

Wittgensteins Spiegelmetapher ruft einen klassischen Mythos in den Vergleich. Vielfältig ist er in der Geschichte der Künste aufgegriffen worden. Ovid hat ihm in seinen „Metamorphosen“ literarische Gestalt verliehen. Erzählt wird das traurige Schicksal der Nymphe Echo und des jungen Narciss. Dem makellos schönen Narcissus, Frucht einer Vergewaltigung der Liriope durch Cephisus, prophezeit der blinde Seher Teiresias unter einer Bedingung ein langes Leben: „wenn er sich fremd bleibt!“<sup>2</sup> Über die Zeiten hinweg lebt Narciss als mythische Figur. Leid und Tod ereilen ihn, weil er das Spiel der Reflexion verkennt. Ähnliche Gefahren drohen jedermann, weshalb Narciss den Menschen nahe bleibt als jemand, der zu sich selbst nicht finden konnte. Er wird zur Metapher mißlungener Selbsterkenntnis. Wegen seiner Selbstbezogenheit ist er sich nicht fremd genug geblieben. Im Bild wie in der Sprache, im Sehen wie im Sprechen, scheitert

---

1 Wittgenstein, L.: Vermischte Bemerkungen [1931]. Werkausgabe Bd. 8. Frankfurt/M. 1989, S. 474.

2 Ovid: Metamorphosen. Stuttgart 1993, III, 349f., S. 102.

er daran, zwischen seinem Selbst und dessen zeichenhaftem Doppel zu unterscheiden. Sehnsucht heftet er an sein Spiegelbild, mit dem er eins sein möchte. Irreführend wie die Sehnsucht nach Verschmelzung bleibt der Wunsch nach Identität im Unterschied. Anders als Narciss hält das Wechselspiel von Unterschied und Unterscheidung Reflexionen am Leben. Teiresias' Orakelspruch bewahrheitet sich auf andere Weise: Wer am Phänomen der Spiegelung scheitert, weil er das Wesen der Reflexion verkennt, bleibt sich – auf ewig – fremd, besteht ein Selbst doch nur im Unterschied. Ganz bei sich, entfremdet Narciss sich den Menschen, deren Liebe und Begehren er zurückweist, ebenso wie er sich von sich selbst entfremdet. Als Schatten seines Spiegelbildes muß er zugrunde gehen.

So erreicht ihn auch der Ruf der verliebten Echo nicht. Ihr Los ist es, nur die letzten Worte wiederholen zu können, die ein anderer gesprochen hat. Ihre Rede soll die kürzeste sein, und so wiederholt sie das Gesagte. Wer hören könnte, würde merken, daß das Wiederholte mehr ist als bloße Wiederholung. Echo konfrontiert den Sprecher mit dem, was er sagt: Sie bietet ihm die Möglichkeit der Reflexion, ein Bild seiner Rede. Jede Rede „vermag sie zu verdoppeln, | was man am Ende gesprochen: zurück ertönt das Gehörte.“<sup>3</sup> Echo – die Reflexion – kann nie den Anfang machen: „beginnen | ist ihr verwehrt“<sup>4</sup>. Antwortend verwandelt sie Töne in Worte, die wiederum als Sprache aufzufassen sind: „doch ist gerüstet zu dem, was ihr zusteht: Tönen zu lauschen, um dann ihre Worte zurückzuentsenden!“<sup>5</sup> Vor Scham, unverstanden und verschmäht, verbirgt sie sich im Wald, wo sie, verhärtet zur bloßen Stimme, als körperliches Wesen stirbt. Zurück bleibt ihre Rede, als Echo in der Natur, jederzeit Einladung zur Reflexion auf Gesagtes wie auf den Unterschied zwischen Ton- und Wortfolge. Verflucht von der Göttin der Gerechtigkeit, muß Narciss lieben, ohne das Geliebte je zu besitzen. Er verwechselt sich mit seinem Spiegelbild im Wasser, dessen „herrliche Schönheit“ ein „körperlos Schemen“ bleibt.<sup>6</sup> Das Anschauen seines Spiegelbildes ist das Gegenteil von Theorie, ein reglos starres Staunen: „Reglos staunt er sich

---

3 Ebenda, III, 368f., S. 103.

4 Ebenda, III, 376, S. 103.

5 Ebenda, III, 378, S. 103.

6 Ebenda, III, 416f., S. 105.

an, mit unbeweglichem Antlitz, | Starr, einer Statue gleich“.<sup>7</sup> Gleich dem Echo ist ein Selbst stets Zweites, das sich als Antwort auf ein Erstes erst vernimmt. Um sich zu erfahren, muß es Antwort werden, statt im Staunen zu erstarren. Weil er den Unterschied zwischen Urbild und Abbild nicht versteht, tappt Narciss in die Falle falscher Identität. Sehrend verliebt er sich in das Bild, das sich entzieht, wenn es mehr sein soll als Abbild. Daran muß Narciss verzweifeln. Reflexion, die sich als Figur nicht schließt, vernichtet, wovon sie sich abstoßen müßte, um, als Bild, Identität und Dauer zu gewinnen. „Nirgends ist, was du ersehnt; was du liebst, du wirst es vernichten“.<sup>8</sup> Ohne Substanz ist, worauf Reflexion sich richtet, existiert es doch in der Oszillation seiner Zustände. Um zu bleiben, zieht sich Reflexion zurück in als Bild durchschaute Bilder: in Mythos und Metapher, so wie Echo in die Wälder: „Wenn ich dich fasse, wo schwindest du hin?“<sup>9</sup>

Anders als der in seine Makellosigkeit tragisch verliebte Narciss sollen Leser, die in Wittgensteins Sprachspiegel blicken, darin ihre Mängel entdecken. Selten verlieben wir uns in Unförmiges. Zumindest finden wir uns kaum widerstandslos damit ab.<sup>10</sup> Mit enttäuschter Selbstliebe beginnt die Arbeit am Selbst. Hoffnung auf Besserung erwacht, wenn das Lernen an etwas so Konkretem wie Sprechgewohnheiten ansetzt. Tückisch an der Geschichte von Narciss ist, daß sein Reflexionsdilemma zwei Seiten hat, erstreckt es sich doch auf das Sehen und das Sichtbare ebenso wie auf das Hören und das Gesprochene. Weder erkennt er, was er sieht, noch versteht er, was Echo sagt.

---

7 Ebenda, III, 418f., S. 105.

8 Ebenda, III, 433, S. 106.

9 Ebenda, III, 455, S. 107.

10 David G. Stern hat die Diskussion über Wittgensteins Philosophie als „overwhelming lack of agreement about what he believed and why“ charakterisiert. Grund dafür sei, daß Leser Wittgensteins Texte als eine Art Spiegel benutzen, in der sie ihre eigenen Überzeugungen und Idiosynkrasien wiederzufinden glaubten. Zu selten werde der Verschränkung von Form und Inhalt in Wittgensteins Texten Rechnung getragen. Für viele Leser sei „Wittgenstein’s writing (...) a mirror which reflects ‚their own thinking‘ so completely that his challenge to the ‚deformities‘ of systematic philosophy is regarded as incidental.“ Stern, D.G.: The availability of Wittgenstein’s philosophy. In: The Cambridge Companion to Wittgenstein. Ed. by H. Sluga und D.G. Stern. Cambridge 1996, S. 442–476, hier S. 442f.

In beiden Hinsichten verkennt Narciss das Spiel der Zeichen. Wittgensteins Spiegelmetapher beschränkt sich auf das Wort. Worte werden gesprochen, gehört und geschrieben. Sehen und Hören, Lesen und Verstehen gehen beim Gebrauch der Sprache Hand in Hand. Gesprochene Sprache wird in Wittgensteins Texten zur Schrift, die, gelesen, zum Spiegelbild werden kann, in dem Leser ihre Fehler erblicken, um der Falle des Narciss zu entgehen. Untersuchungen von Sprachspielen verzichten auf die Unterscheidung zwischen Meinen und Sagen, Wort und Wesen. Zu hören und zu sehen sind Worte und Sätze. Vorsprachliches oder Unbezeichenbares reflektiert der Spiegel nicht. Wir müssen Sprache als Spiegel benutzen, ohne uns in etwas zu verlieben, was er nicht zeigt, denn das eben ist, was er zeigt: Sprache, die nichts spiegelt als Sprache, darin der unglücklichen Echo ähnlich. Auf diese Weise ernüchert, vermeiden Wittgensteins Leser Tragödien falschen Unterscheidens in Spielen der Reflexion. Helfen mögen ihnen Bilder der Sprache. So wird der Spiegel der Texte zum Spiegel der Reflexion, der die Arbeit der Reflexion im Gebrauch vorführt.

Seine Rede von der Philosophie als einem Spiegel reflektiert Wittgensteins Bemerkung aus dem Vorwort des „Tractatus logico-philosophicus“: „Ich bin also der Meinung, die Probleme im Wesentlichen endgültig gelöst zu haben. Und wenn ich mich hierin nicht irre, so besteht nun der Wert dieser Arbeit zweitens darin, daß sie zeigt, wie wenig damit getan ist, daß diese Probleme gelöst sind.“<sup>11</sup> Entspringen die Probleme der Philosophie aus einem unglücklichen Gebrauch der Sprache, führt der Weg zu ihrer Auflösung über Untersuchungen sprachlicher Ausdrucksweisen. Um uns „zu richten“, käme es auf einen anderen Gebrauch der Sprache an. Einsicht müßte zu Praxis und Gewohnheit werden. Mit einmaliger Einsicht ist noch nichts gewonnen. Grenzen des Ausdrucks lassen sich erkunden, ohne den Anspruch zu erheben, das Denken zu erkennen.<sup>12</sup> Unglücklich wäre es, zwischen Denken, Sprache und Sein zu unterscheiden, um über Sprache nachzudenken, fallen diese Unterscheidungen doch

---

11 Wittgenstein, L.: Tractatus logico-philosophicus [1921]. Werkausgabe Bd. 1. Frankfurt/M. 1989, S. 7–85, S. 10.

12 Vgl. ebenda, S. 9.

eben in die Sprache und suggerieren ein Anderes der Worte, das zu erstreben Philosophen ins Elend des Narcissus lockt.

Sprache wird, recht bedacht, zum doppelten Spiegel, der Bewußtsein und Welt wie im Negativ der Sätze zeigt. Spiegelbilder bleiben Oberflächen. Was wir sehen, ist ein Bild im Spiegel, das keinesfalls mit dem Bild von Abwesendem zu verwechseln ist. Weder dient Sprache in erster Linie als Medium des Ausdrucks von Gedanken, noch als Mittel der Repräsentation von Seiendem. Ihre Regeln sind praktischer Art, ohne Absicherung in transzendentalen Ordnungen oder ontologischen Strukturen. Schon diese Botschaft fordert paradigmatische Denkstile der abendländischen Philosophie heraus. Wann wäre Philosophie jemals ohne Sprachreflexion ausgekommen? Gab es je ein philosophisches Problem unabhängig von der Weise seiner sprachlichen Formulierung? Verändert haben sich freilich Kontexte und Ziele des Nachdenkens über die Sprache. So lassen sich Kontraste zwischen Aristoteles' Überlegungen zu Satz und Wesen oder Platons literarischer Reflexionskunst einerseits oder der Reflexionslogik idealistischer Philosophie andererseits durch die jeweils unterschiedliche Rolle der Sprache verstehen. Etwas anderes ist es, in Aussagen Prädikate einem Subjekt zuzuordnen oder die Bewegung von Gedanken und Begriffen im Dialoggeschehen mitzuverfolgen, Vagheiten der Begriffe durch mathematische Kalküle auszumerzen oder aus der Grammatik von Urteilsätzen transzendente Regeln abzuleiten. Wer schließlich Erkenntnisfortschritte an eine neutrale Kunstsprache knüpfen möchte, wird den Zusammenhang von Wissen und Lebenswelt weitgehend preisgeben.

Eine Sprache zu sprechen bedeutet, in einer Lebensformen heimisch zu sein. Diese Überzeugung verbindet Ludwig Wittgenstein mit frühromantischen Dichterphilosophen. Ähnlich Romantikern verzichtet Wittgenstein auf alle Spielarten einer Begriffs- oder Systemphilosophie. In Beispielen und Aphorismen wird vorgeführt, worum es geht. Nimmt Friedrich Hölderlin Paradoxien im Ausdruck „ist“ zum Ausgangspunkt einer philosophischen Poetik schöpferischen Erkennens, um Aporien der Reflexionslogik zu überwinden, beschäftigt Ludwig Wittgenstein die Grenze des Sagbaren. Zwischen den Gitterstäben der Worte hindurch blendet keineswegs bloß Unsinn

den Verstand. Worüber man schweigen muß, ist eben das, was sich nur zeigen kann. Vielleicht ist es das Wesentliche.

Durch Form und Inhalt verwickeln Ludwig Wittgensteins Texte ihre Leser in Gespräche. Sprachspiele werden dialogisch so entfaltet, daß Leser sich einbezogen fühlen. „Ich schreibe beinahe immer Selbstgespräche mit mir selbst. Sachen, die ich mir unter vier Augen sage.“<sup>13</sup> Im Format von Rede, Frage und Gegenrede bleibt Lesern Spielraum für eigene Gedanken. „Was der Leser auch kann, das überlaß dem Leser.“<sup>14</sup> Für seine Notate wählt Wittgenstein die Bezeichnung „Bemerkungen“.<sup>15</sup> Bemerkungen eignen sich dazu, immer wieder neu arrangiert zu werden. Grenzen zwischen Werken verschwimmen.<sup>16</sup> Mit diesem Buch möchte ich Leser ebenfalls in Gespräche verwickeln. Jeweils inszenieren die Kapitel ein Sprachspiel, das Ludwig Wittgensteins Werk in wechselnde Konstellationen mit der Arbeit von Schriftstellern, Philosophen und Komponisten bringt. Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten von Denkstilen kommen zum Vorschein. Arbeitsweisen heben sich voneinander ab, zeigen aber auch im Kontrast, was sie mit dem verbindet, das Wittgenstein „Lebensprobleme“ nennt.<sup>17</sup> Lebensprobleme in Angriff zu nehmen er-

---

13 Wittgenstein, L.: Vermischte Bemerkungen. A.a.O., S. 560. Der Eintrag stammt aus dem Jahre 1948.

14 Ebenda.

15 Im Vorwort zu den „Philosophischen Untersuchungen“ spricht er von seinen vergeblichen Bemühungen, seine Ergebnisse zu einem „Ganzen“ zusammenzufassen. „Daß das beste, was ich schreiben konnte, immer nur philosophische Bemerkungen bleiben würden; daß meine Gedanken bald erlahmten, wenn ich versuchte, sie, gegen ihre natürliche Neigung, in *einer* Richtung weiterzuzwingen.“ Wittgenstein, L.: Philosophische Untersuchungen [1945, 1946/1949]. Frankfurt/M. 1977, S. 9 (Hervorhebung im Original).

16 Nur den „Tractatus logico-philosophicus“ hat Wittgenstein publiziert. Entscheidungen seiner Herausgeber haben das Bild von Wittgensteins Werk stark mitgeprägt. Vgl. Stern, D.G.: The availability of Wittgenstein’s philosophy. In: Sluga, H./Stern, D.G. (Ed.): The Cambridge Companion to Wittgenstein. A.a.O. Diese Offenheit im Zusammenstellen von Bemerkungen birgt für Leser mancherlei Fallstricke, stehen doch Wittgensteins Sprachproben jeweils in einem Kontext, der für die Bedeutung der Bemerkungen wichtig ist. Für die Beschäftigung mit Wittgenstein spielen der „Tractatus“ und die „Philosophischen Untersuchungen“ wegen ihres weitgehend abgeschlossenen Textstatus eine zentrale Rolle.

17 „Wir fühlen, daß, selbst wenn alle möglichen wissenschaftlichen Fragen beantwortet sind, unsere Lebensprobleme noch gar nicht berührt sind.“ Wittgenstein, L.: Tractatus logico-philosophicus. A.a.O., Nr. 6.52, S. 85.

fordert Arbeit am Selbst, eine Arbeit, die Narciss nicht leistet, weil er sie mit Selbstverliebtheit verwechselt. Immer geht es um Zusammenhänge zwischen Sprachformen und Sinnbildungen. Sprachanalyse und Phänomenologie, Hermeneutik, Ethnologie und Literatur, auch Reden und Schweigen erweisen sich als oft komplementäre, miteinander verschränkte Zugänge zur Erkundung lebensweltlicher Bedeutungsuniversen. Um als Spiegel zu taugen, der Aufschluß über unsere Welt gibt, müssen unterschiedliche Stile des Reflektierens erwogen und im Blick auf Anlässe oder Ereignisse abgestimmt werden. Meistens wäre es hinderlich, phänomenologische, hermeneutische, sprachanalytische oder ethnologische Zugangsweisen gegeneinander auszuspielen.

Auf Wittgensteins Sprachspiele fällt erhellendes Licht durch Vergleiche mit literarischen und musikalischen Werken. Wichtiger als mehr oder weniger explizite Bezugnahmen erscheinen Resonanzen und Reflexionen, die sich gerade durch das Übersetzen in andere Ausdrucksregister bewähren. Motive von Wittgensteins Denken pulsen etwa in den Werken Thomas Bernhards und John Cages. Hier geht es nicht allein um philosophische Subtilitäten, sondern um existentielle Fragen, Fragen, die auch Martin Heideggers Philosophie in die Richtung einer Poetik der Reflexion treiben, die, zumindest auf den ersten Blick, dem Anliegen Wittgensteins widerstreitet, ihm aber, bei näherem Hinsehen, komplementär antwortet. Allen hier ins Spiel gebrachten Positionen gemeinsam ist das Interesse an der Aufklärung von Sinnformen. Arrangiert zu Konstellationen, zeigen sich wechselseitige Resonanzen, aber auch Grenzen der Gemeinsamkeit. Weder geht es mir darum, einen Kern herauszuschälen, der alle hier versammelten Autoren mit Wittgenstein verbindet, noch möchte ich die Leistungsfähigkeit einzelner Arbeitsprogramme gegeneinander abwägen. Eher gleicht die Anordnung der Kapitel dieses Buches einer vieltimmigen Komposition, die wechselnde Motive zum Vortrag bringt. Immer wieder greift Wittgenstein zu Metaphern, um seine Sprachspiele als Bilder zu erläutern, mit deren Hilfe Sprecher sich in ihrer Welt orientieren. Das verbindet ihn mit Hans Blumenbergs Programm einer Metaphorologie, in der Wittgensteins Arbeiten eine wesentliche Rolle spielen. Wie Martin Heidegger ein Widerpart zu

Wittgensteins Denken zu sein scheint, dessen Kontrastbild das Echo häufig überlagert, gilt die Archäologie Michel Foucaults als Kontrast zu Hans Blumenbergs Metapherngeschichte. Aussagensysteme und Metaphern bieten unterschiedliche Zugänge zur Arbeitsweise der Sprache. Ihre Vergleichbarkeit schärft sich im Blick auf Wittgensteins Analysen. Philosophen, die über Grenzen des Sagbaren reflektieren, weil sie um das Wesentliche des Unsagbaren wissen, ringen mit Worten, die sie bis an die Grenze des Satzes und vielleicht zur Poetik führen, um lebensweltlich verankerten Wahrnehmungen sprachlichen Ausdruck zu verschaffen. Schriftsteller wie Thomas Bernhard oder Raymond Carver führen dies mit ihren Mitteln ebenso vor Augen wie Maurice Merleau-Ponty als Phänomenologe der Wahrnehmung. Ihr Sinn für die Grenze des Sagbaren verbindet sie wiederum mit Martin Heideggers Reflexionspoetik, die sich auf Dichtungen Friedrich Hölderlins beruft, oder auch mit Kompositionen von John Cage, die der Stille Form verleihen und so in die Wahrnehmung rufen.

Existentielle Fragen und poetische Reflexionsweisen, Philosophie, Dichtung und Musik schaffen Spielräume für Gespräche, in denen das Denken Ludwig Wittgensteins Resonanzen erfährt, die vielfältige Übergänge zu Motiven eröffnen, zu denen es einlädt. Ihr Gravitationsfeld sehe ich in dem Anliegen einer Reflexion der Situation des Menschen in seiner Welt. „Die Arbeit an der Philosophie ist – wie vielfach die Arbeit in der Architektur – eigentlich mehr die Arbeit an Einem selbst. An der eigenen Auffassung. Daran, wie man die Dinge sieht. (Und was man von ihnen verlangt.)“<sup>18</sup> Unter dem Titel der Lebenswelt – oder, mit Wittgenstein, der Lebensformen – hat das die Aufmerksamkeit von Phänomenologen ebenso wie von Hermeneuten oder Ethnologen herausgefordert. Bedeutende Kunstwerke suchen jeweils Antworten auf diese Frage, wie sich beispielweise an Ovids Version des Narcissus-Mythos und dessen Fortwirken sehen läßt. Schauen wir in Wittgensteins Spiegel, erblicken wir, wie auf einer bewegten Oberfläche, in der Sprache die Welt und uns selbst. Niemals erstarrt das Bild zur Illusion einer endgültigen Darstellung. Jeder Blick reflektiert die jeweilige Situation dessen, der den Spiegel als Spiegel zu gebrauchen weiß, weil er sich zum Besseren „richten“ will.

---

18 Wittgenstein, L.: Vermischte Bemerkungen [1931]. A.a.O., S. 445–573, S. 472.

Bilder der Sprache gleichen darin Gleichnisreden, ähnlich Goethes Gleichnis vom Menschen als einem Spiegel, das er Eduard in den „Wahlverwandtschaften“ in den Mund legt: „... aber der Mensch ist ein wahrer Narciß; er bespiegelt sich überall gern selbst; er legt sich als Folie der ganzen Welt unter.“<sup>19</sup>

Abschließend stelle ich darum Wittgensteins Spiegelmetapher in den Zusammenhang einer Aufklärung der Lebenswelt. Ähnlichkeiten zwischen Wittgensteins Werk und frühromantischen Dichterphilosophen zeigen sich auch hier. Hervorheben läßt sich dies in einem Gespräch mit Friedrich Schleiermacher. Von gemeinsamem Interesse ist der Common sense, der Boden, auf dem auch das Sprechen gedeiht. Für Ethnologen wie Clifford Geertz, die sich auf Ludwig Wittgenstein berufen, um ihre Arbeit als Anbahnung von Gesprächen mit zunächst fremden Lebenswelten zu erläutern, ist der Common sense ebenfalls ein Schlüsselthema. Der Gedanke des Gesprächs zwischen Kulturen wiederum verbindet eine semiotische Ethnologie mit der Hermeneutik und Übersetzungskunst Friedrich Schleiermachers. Spiegel, in denen Facetten der Reflexionskunst sichtbar werden, um die Welt durch Vervielfältigung ihrer Möglichkeiten aufzuklären, vereinen die Anliegen der hier ins Gespräch gerufenen Positionen. Sie laden zur Teilnahme ein, weil Spiegelbilder niemals letzte, wohl aber zweite Bilder sind. Spiele der Bilder zu klären, heißt, sie mitzuspielen. Solche Spiele finden kein Ende. Immer wieder sorgen sie dafür, die Welt ein wenig umzuordnen, damit wir uns so weit fremd bleiben, daß wir uns verstehen können. „Was ist Philosophie? (...) Was wir in Wirklichkeit tun, ist, daß wir unsere Begriffe in Ordnung bringen und klarstellen, was sich tatsächlich über die Welt sagen läßt. Uns ist

---

19 Goethe, J.W.: Die Wahlverwandtschaften [1809]. In: Werke in sechs Bänden, Bd. III. Frankfurt/M., Leipzig 1993, S. 343–565, I.4, S. 369f. – Weil es keine endgültigen Bilder geben kann, bleibt die Aufgabe, das Porträt eines Menschen anzufertigen, die schwerste. In Otiliens Tagebuch heißt es: „Man ist niemals mit einem Porträt zufrieden von Personen, die man kennt. Deswegen habe ich die Porträtmaler immer bedauert. Man verlangt so selten von den Leuten das Unmögliche, und gerade von diesen fordert mans. Sie sollen einem jeden sein Verhältnis zu den Personen, seine Neigung und Abneigung mit in ihr Bild aufnehmen; sie sollen nicht bloß darstellen, wie sie einen Menschen fassen, sondern wie jeder ihn fassen würde.“ Ebenda, II.3, S. 458. Wittgenstein zählt Goethe, neben Beethoven und Nietzsche, zu den bedeutendsten Geistern der abendländischen Geistesgeschichte.

nicht klar, was sich sagen läßt, und wir versuchen, dieses Durcheinander aufzuräumen. Diese Tätigkeit des Aufräumens, das ist die Philosophie.“<sup>20</sup>

---

20 Wittgenstein, L.: Vorlesungen 1930–1935. Frankfurt/M. 1984, B 1930/31, S. 43.

# Die Natur braucht das Denken nicht

## Ludwig Wittgenstein und Thomas Bernhard

### 1 Ludwig

#### 1.1 Schweigen

„Wovon man nicht sprechen kann, darüber muß man schweigen.“ Mit diesem Satz endet Ludwig Wittgensteins „Tractatus logico-philosophicus“.<sup>1</sup> Weiß man, wovon man nicht sprechen kann? Anders als bloßes Verstummen kann Schweigen beredt sein. Vielfältige Gesten verleihen ihm Ausdruck. Jenseits des Sagbaren wartet kein Nichts. Ob und bis zu welchem Grade das Bewußtsein stets Bewußtsein von etwas Bestimmtem ist, steht aber in Frage.

Und woran bemißt sich im Sagen Gemeintes? Unterscheiden sich Satz und Gedanke? Unmöglich läßt sich Einzelnes aussagen: Jedes Wort-Zeichen ist ein Allgemeines. Fügen Sätze Allgemeines zu Aussagen, repräsentieren Sätze kein Dieses oder Eines. Gleiches gilt für Allgemeines, das doch kein Eines ist. Von Einzellnem oder Allgemeinem zu schweigen, beläßt die Sprache in ihrer Rolle eines pragmatischen Werkzeugs, das seine Nützlichkeit gerade fehlender Präzision verdankt.<sup>2</sup>

---

1 Fast wortgleich steht der Satz im Vorwort. Wittgenstein, L.: Tractatus logico-philosophicus [1921]. In: Werkausgabe Bd. 1. Frankfurt/M. 1989, S. 7–85, Nr. 7, S. 85.

2 Wittgenstein grenzt sich von Gottlob Freges Bedeutungstheorie ab. Vgl. Frege, G.: Über Sinn und Bedeutung [1892]. In: Ders.: Funktion, Begriff, Bedeutung. Göttingen 1986<sup>6</sup>, S. 40–65. Vgl. dazu Wittgenstein, L.: Tractatus logico-philosophicus. A.a.O., Nr. 4.431 und 5.02. Außerdem Wittgenstein, L.: Philosophische Untersuchungen [1945, 1946/1949]. Frankfurt/M. 1971, §§ 22, 46; S. 27f., 42f. Frege versteht unter einem Begriff das mehreren Dingen Gemeinsame. Da Begriffe aber „unanschaulich“ sind, können sie selbst nicht als Vorstellungen vorkommen. Deshalb bedarf der Begriff „eines anschaulichen Vertreters, um erscheinen zu können.“ Diese Funktion übernimmt das Zeichen. Offen bleibt, worin die Anschaulichkeit eines Zeichen besteht, wenn nicht bloß von

Vorstellungen, Zeichen und Gegenstände arrangieren sich im Sprachgebrauch ständig aufs neue. Scharfe Grenzen zwischen ihnen lassen sich kaum ziehen. Zeichen-Formen für mögliche Bedeutungen knüpfen pragmatische Verweisungsnetze; weder ordnen sie Mengen von Eigenschaften noch von Bedeutungen. Beziehungen zwischen Zeichen-Formen und Bedeutungen zu beschreiben, führt in eine Paradoxie: Beschreibungen kämpfen mit dem gleichen Problem wie das Beschriebene. Ohne Metasprache bleibt nur der Ausweg immanenter Analysen von Sprach-Formen. In welcher Sprache sich über diese Verhältnisse von Sprache, Welt und Denken nachdenken läßt, ist ein Thema von Ludwig Wittgensteins „Tractatus logico-philosophicus“. Mit seiner Anordnung von Sätzen gleicht er einem logischen Kalkül. Dessen Schlüssigkeit läßt sich mit mathematischen Satzformen vergleichen, aber nicht gleichsetzen.

## 1.2 Theater

„Eine mathematische Lösung naturgemäß“, sagt Ludwig, in den Augen seiner Schwestern ein „Philosoph“, den sie aus der psychiatrischen Klinik in die Familienvilla holen, „durch und durch mathematisch gelöst | Wie schlecht ich mich manchmal fühle | ganz wie ein Sterbender | dann ist plötzlich wieder alles in Ordnung | weil ich denke | ich überwinde alles nur | mit Denken | nicht mit *Nachdenken* | mit Denken“.<sup>3</sup> Unermüdliches Reden bannt Verzweiflung. Halt sucht der Philosoph im Denken. Es erscheint ihm wie ein Refugium, in das sich zurückzieht, wer in der Welt überleben will. Gleichwohl fällt es schwer, im Denken zu Hause zu sein. Was tut jemand, der denkt, der sich sogar über das Denken denkend Aufschluß verschaffen will,

---

dem graphischen Zeichen die Rede sein soll. Frege, G.: Über die wissenschaftliche Berechtigung einer Begriffsschrift [1882]. In: Ders.: Funktion, Begriff, Bedeutung. A.a.O., S. 91–97, hier S. 92. Die Paradoxie, daß ein durch Zeichen hervorgerufenen Gemeinsames von Vielem ein begriffliches Allgemeines ins Denken führt, mündet bei Frege in ein Mißtrauen gegenüber der normalen Sprache: „Wir bedürfen eines Ganzen von Zeichen, aus dem jede Vieldeutigkeit verbannt ist, dessen strenger logischer Form der Inhalt nicht entschlüpfen kann.“ Ebenda, S. 94.

3 Bernhard, Th.: Ritter, Dene, Voss. Frankfurt/M. 1984, S. 87 (Hervorhebung im Original).

indem er redet oder schreibt? Denken kommt auch in seiner Rede als etwas Allgemeines vor: als Begriff, dessen differenziertes Bedeutungsfeld weit in die Geschichte der Philosophie ausgreift, ohne sich einer bestimmten Definition zu fügen. Der Philosoph, der in Thomas Bernhards Theaterstück „Ritter, Dene, Voss“ zwischen der psychiatrischen Anstalt und der Welt außerhalb Steinhofs hin und her wechselt, strebt in seinem Denken nach mathematischer Präzision. Sie soll Ordnung in das verstörende Sinngestöber der Welt bringen. Doch Sprache, die seinen Wunsch nach Präzision weckt, muß die Erwartungen enttäuschen. Rücksichtslos macht sich Ludwig, unter Ausnutzung der ihm bescheinigten Geisteskrankheit, seine Schwestern untertan. Erbarmungslos diktiert er Dene seine Logische Abhandlung. Ärztlich betreut wird Ludwig von Doktor Frege. Offensichtlich verdichtet die Figur biographische Züge und Denkmotive Ludwig Wittgensteins und Friedrich Nietzsches. Auch Martin Heideggers Emphase des „An-denken“ kommt Lesern in den Sinn, wenn Ludwig Denken von Nach-denken unterschieden wissen möchte.

Sein Denken verurteilt Ludwig zur Einsamkeit. Das Zuhause ist ihm unbehaglich. Einsamkeit wiederum ist ein Motiv, das bei Nietzsche ebenso begegnet wie bei Heidegger. In einer Hütte mag der Denker hausen wie in seinen Sprachschöpfungen. Rückzugsort des Denkers wie des Denkens, erinnert die Hütte auch an das „Haus des Seins“.<sup>4</sup> So bezeichnet Martin Heidegger die Sprache, in der das Andenken die „Ankunft des Seins“ erwartet.<sup>5</sup> Vielleicht ereignet sich diese Ankunft als „das rechte Schweigen“.<sup>6</sup> Nietzsches Aphorismen oder Heideggers Sprach-Fugen entwerfen, ähnlich Texten Wittgensteins, kunstvolle Sprach-Denk-Gefüge. Über philosophische Stringenz hinaus beanspruchen sie existentielle Bedeutung.

Oszillierend zwischen Denken und Verrücktheit, Einsamkeit und Nähe, unterscheidet sich Ludwigs Theater-Dasein von einer logischen Paradoxie durch existentielle Ambivalenz und fiktionale

---

4 Ludwig spricht gern von seiner Hütte am Sognefjord. Am Sognefjord besaß Wittgenstein eine Hütte, Heidegger in Todtnauberg im Schwarzwald. Nietzsche verbrachte die Sommermonate gern in Sils-Maria. Dort bewohnte er ein einfach eingerichtetes Zimmer.

5 Heidegger, M.: Über den Humanismus [1946]. Frankfurt/M. 1981<sup>8</sup>, S. 24.

6 Ebenda, S. 34.

Qualität. In seiner poetischen Existenzweise gründet die exemplarische Bedeutung der Figur. Von begrifflicher Allgemeinheit bleibt sie verschieden. Was oder wer Ludwig ist, läßt sich schwerlich aussagen; es muß sich im Schauspiel zeigen. Als Figur des Theaters unterscheidet Ludwig sich von einem Namen ebenso wie von einem Begriff. Sein Name im Stück spielt auf den Namen Ludwig Wittgenstein an, ohne daß der Name eine Identität der Personen anzeigen würde. Eher verweist er auf den Unterschied zwischen Name und Begriff. Beides sind Sprach-Zeichen, doch sind Namen nichts Allgemeines, obwohl sie verschiedene Personen bezeichnen können. Ebenso wenig drücken Namen eine Qualität aus, die verschiedenen Gegenständen gemeinsam wäre.<sup>7</sup> Wittgenstein betrachtet Namen als „einfache[.] Zeichen“: „Der Name bedeutet den Gegenstand.“<sup>8</sup> Mit dem Namen ist „die Forderung der Bestimmtheit des Sinnes“ verbunden.<sup>9</sup> Bestimmt ist der Sinn in doppelter Weise: durch die Grammatik des Satzes und durch die Erwartung, einen Gegenstand zu bezeichnen, der wiederum nur benannt, aber nicht ausgesprochen werden kann. Obwohl nicht auszusagen, ist das Einzelne das „Wesentliche am Symbol“, das, dessen Möglichkeit „uns einen Aufschluß gibt über das Wesen der Welt.“<sup>10</sup> Dieses Wesentliche muß sich zeigen, denn das Was-sein des Gegenstandes fällt aus dem Bereich der Sprache heraus. „Ein Satz kann nur aussagen, *wie* ein Ding ist, nicht *was* es ist.“<sup>11</sup>

Das gilt auch für Ludwig. Dessen Rolle erscheint im Spiel eines Schauspielers, dessen Namen das Stück im Titel trägt. Gert Voss führt den Unterschied ebenso wie die Verbindung zwischen Name, Text, Figur, Aufführung und Schauspieler vor. Ohne ihre Dissonanz versöhnend aufzulösen, werden sie im „Denken“ verschränkt, das, in der Rolle Ludwigs, als Theaterfigur, die über das Denken spricht, die Bühne betritt. Bestünde das „Denken“ in etwas anderem als im Er-

---

7 Wilhelm von Ockham spricht von „abstrakten Namen“, die kein Ding bezeichnen, als Qualitäten, wie beispielsweise der Ausdruck „Gerechtigkeit“. Bezeichnet werde damit aber jeweils nur Einzelnes, denn der allgemeine Ausdruck steht nicht für eine Entität. Vgl. Ders.: Texte zur Theorie der Erkenntnis und der Wissenschaft. Stuttgart 1984, S. 35.

8 Wittgenstein, L.: Tractatus logico-philosophicus. A.a.O., Nr. 3.202, 3.22, S. 19.

9 Ebenda, Nr. 3.23, S. 19.

10 Ebenda, Nr. 3.341, 3.3421, S. 24.

11 Ebenda, Nr. 3.221, S. 19 (Hervorhebung im Original).

scheinenlassen dieser Dissonanzen durch eine Theatergestalt? Je genauer, aber nicht mathematisch präziser, die Sprache wird, desto klarer, aber auch verzweifelter tritt zutage, was Sprache und Welt trennt. Sehen – des Stücks – oder Lesen – des Textes – laden zu einem Verstehen ein, das sich nicht damit beruhigt, ein Etwas zu bezeichnen oder Schlußfolgerungen zu ziehen, um sich mit einem vermeintlichen Wissen zu beruhigen. Vielmehr geht es in ein denkendes Schauen von Zusammenhängen über, das die klassische Bedeutung von Theorie aufgreift, die wiederum eine ihrer Quellen im Anschauen einer Tragödie hat. Aus dem Geflecht von Theater, Rede und Text entsteht der Gedanke von Philosophie. Ludwig verkörpert ihn als Theaterfigur.

### 1.3 Unterscheidungen

Thomas Bernhards Theaterstück bedenkt, ebenso wie Ludwig Wittgensteins Text, Unterschiede zwischen Denken, Sprache und Welt. Als Problem erscheinen diese Unterschiede, wenn sie als Zerrissenheit beklagt und auf Möglichkeiten ihrer Auflösung hin untersucht werden. Im Theater darf das Publikum dabei zuschauen, wie Fragen sich entfalten: Sie begegnen als Sprach-Spiele von Figuren. Offen bleibt, ob es ein Dahinter, sei es des Theaterstücks, sei es des Problems, überhaupt gibt. Ist das auf der Bühne behandelte Problem – Ludwigs Problem – vielleicht nur ein Bühnenproblem, das im wirklichen Leben folgenlos bleibt? Dann wäre das Theater eine Form, zwischen Theater- und Lebensproblemen zu unterscheiden, um diese ineinander zu spiegeln, ohne sie miteinander zu verwechseln. Bestünde in dieser Kunst des Unterscheidens von Unterscheidungen die aufklärende Kraft des Theaters? In diesem Fall könnte das Denken, wie das Publikum, dem Spiel zuschauend und diesem nachdenkend, lernen, daß sein Ort die unmögliche und deshalb notwendig fiktionale Position zwischen den Unterscheidungen ist, ohne Notwendigkeit, diese auflösen zu müssen. Nur im Theater, auf den Plätzen der Zuschauer, nicht im Leben, wäre dieser Beobachter-Ort zu beziehen. Präzise Unterscheidungen münden in bestimmte Unbestimmtheiten, im Theater, im Denken und im Leben. Auch Wittgensteins Text be-

gegnet Lesern wie eine Bühne für Gedanken, die, am Ende der Lektüre oder der Vorstellung, leer zurückbleibt.<sup>12</sup>

Wer sich auf Spiele des Unterscheidens einläßt, braucht Unterschiede nicht für Wahrheiten zu halten. Er darf sich fragen, ob das Spiel mit Unterscheidungen, wie es exemplarisch im Theater zu beobachten ist, das Problem zugleich aufwirft und auflöst. Die Lösung für ein sprachlogisches Problem wäre eine existentielle Haltung. Darin wiederum begegnen einander die Denkweisen Ludwig Wittgensteins, Friedrich Nietzsches, Martin Heideggers und Thomas Bernhards.

#### 1.4 Masken

Sprache trennt Ludwigs inneres Empfinden vom Lärm der Welt wie vom Geist der Anderen. In seiner Verzweiflung stürzt der Denker sich in eine manische Arbeit an der Sprache. Kunstfiguren wie Ludwig führen vor, was sich nicht sagen läßt, was im bloßen Verstummen aber unterginge. Ludwig, der Theater-Philosoph, ist Gert Voss, der Schauspieler, der, ebenso wie Kirsten Dene und Ilse Ritter, Ludwigs Schwestern, Thomas Bernhards Figur im Titel des Stücks mit seinem bürgerlichen Namen verkörpert. Doppelnamen benennen – und zeigen dadurch – die Verschränkung von Theaterfigur und Schauspieler, in der sich wiederum die Autorfigur Thomas Bernhard spiegelt, der seine Figuren und deren Darsteller reden läßt.<sup>13</sup> Im poetischen Text kommt ein Denken zu Wort, das die dissonante Resonanz von Sprache, Denken, Existenz und Welt im exemplarischen Imaginären vorführt.

---

12 Der Leser des Tractatus müsse „sozusagen die Leiter wegwerfen, nachdem er auf ihr hinaufgestiegen ist.“ Ebenda, Nr. 6.54, S. 85. Hans Blumenberg hat Wittgensteins Metapher vom Wegwerfen der Leiter als endgültigen Bruch mit der mittelalterlich-scholastischen Denkweise und als Konsequenz aus dem Nominalismus gedeutet. Von nun an führe die „Sprachtranszendenz (...)“ erst wirklich in die Welt *hinein*.“ Blumenberg, H.: Die Legitimität der Neuzeit. Frankfurt/M. 1988<sup>2</sup>, S. 569 (Hervorhebung im Original).

13 Bernhard Minetti ist der vierte Schauspieler, dessen Name den Titel eines Theaterstücks abgibt: Minetti [1976]. In: Bernhard, Th.: Die Stücke. Frankfurt/M. 1983, S. 547–594.

Redend nehmen Denken und Existenz Gestalt an. Von abstrakten begrifflichen Formen unterscheidet diese Gestalt sich durch ihre zeitliche Entfaltung in einem Text-, Denk- und Spielraum: dem Theater. Sprache und, in Thomas Bernhards Texten, Rede, stiften Bezüge zur Welt. Auf dem Theater wie im Text treten Schauspieler als Figuren auf, die sich wie exemplarische Metaphern bewegen. Gleiches versucht der Text, in dem sie vorkommen, und der auch ohne Schauspieler gelesen werden kann. Aber das Lesen verlangt nach der Stimme, die den Unterschied von Sprache und Sprechen wiederum in Erinnerung bringt. Im Schweigen der Stimme bei stiller Lektüre entsteht beim Leser eine Resonanz innerer Sinnlichkeit. Schriftsprache trägt eine laut-schriftliche Doppelnatur an sich.

Was den einen als Tragödie der Existenz erscheint, mag andere erheitern. Leser und Theaterzuschauer brauchen sich zwischen diesen Möglichkeiten nicht zu entscheiden. Tragödie und Komödie sind mögliche Weisen, das Leben zu betrachten. Minetti, der alternde Lear-Darsteller und Figur in einem gleichnamigen Theaterstück, das für den Schauspieler Bernhard Minetti geschrieben ist, bringt das zum Ausdruck: „Wir entwickeln fortwährend | nur eine Tragödie | oder eine Komödie | wenn wir die Tragödie entwickeln | im Grunde doch nur eine Komödie | und umgekehrt | mit den Mitteln der Zurechnungsfähigkeit | müssen Sie wissen | Immer wieder nur die Schauspielkunst“.<sup>14</sup> Der Schauspieler ist die lebendige Grenze zwischen Denken und Welt, Einsamkeit und Gesellschaft, Rolle und Person, Intention und Ausdruck, Bühne, Text und Kontext. Je mehr er redet, desto spürbarer wird sein Abstand zu Anderen. Sprache verstrickt in die Anonymität dessen, was bei Martin Heidegger das Man heißt. So wirft das Echo des Man den Einzelnen in seine Einsamkeit zurück, in der es Eigentlichkeit nicht gibt: „Der Gedanke | Schauspielkunst | Theater | Existenz“.<sup>15</sup> Seit dreißig Jahren hat der Minetti Bernhards den King Lear nicht mehr gespielt, jedoch täglich geprobt, auf Deutsch wie auf Englisch. Stets führt er eine von James Ensor angefertigte Maske mit sich. Literatur wird zum Schlüssel, um die eigene

---

14 Ebenda, S. 559.

15 Ebenda.

Existenz vor sich selbst wie vor anderen ebenso aufzuführen wie zu verbergen.

Hinter der Maske des Schauspielers, die, wie im Falle James Ensors, ein eigenes Thema der Kunst oder selbst ein Kunstwerk sein kann, werden die Verletzlichkeit und Ungreifbarkeit des Einzelnen spürbar. Die Sprache gleicht darin der Maske. Ob das Stück auf dem Theater aufgeführt wird, erscheint zweitrangig gegenüber der Möglichkeit, sich wie Minetti in diesem Stück probend als Resonanz zu erfahren. Und sei es in der Einsamkeit. „Immer größere Einsamkeit | immer größeres Unverständnis | immer größeres Mißverständnis | immer tiefere Ablehnung | Haben wir unser Ziel erreicht | sind wir hinausgegangen | aus der ganzen Menschengesellschaft hinausgegangen | aus der Natur hinausgegangen“.<sup>16</sup> Spiele des Versteckens, vor anderen wie vor sich selbst, bedienen sich der Masken, die zeigen, daß sie etwas verbergen und zugleich etwas offenbaren. Theaterstücke, Rollen in Theaterstücken und erzählte Figuren in Texten Thomas Bernhards inszenieren Masken-Spiele. Friedrich Nietzsches Motiv der Versuchung und Probe oder Ludwig Wittgensteins Sprach-Spiele, die sich der grammatischen Form der Sprache bedienen, um sie als Grenze und doppelten Spiegel für Subjekt und Welt vorzuführen, beschreiben ähnliche Phänomene wie Bernhard Minetti in Thomas Bernhards Stück „Minetti“. „Und habt eure Maske und Feinheit, dass man euch verwechsele! Oder ein Wenig fürchte!“ heißt es bei Nietzsche.<sup>17</sup> Hinter den Masken wäre der Ort für „gute Einsamkeit“.<sup>18</sup> Bis zum Gegensatz mag die Maskenhaftigkeit sich steigern, um darin als „rechte Verkleidung“ für die „Scham eines Gottes“ zu dienen.<sup>19</sup>

Gegensatz und Übertreibungskunst, wie Thomas Bernhard sie virtuos vorführt, wohnen dicht beieinander. Mit Hilfe der Masken läßt die Existenz sich erkunden wie in existentiellen „Proben“.<sup>20</sup> Minetti oder Ludwig begegnen Lesern wie dem Theaterpublikum in

---

16 Ebenda, S. 561.

17 Nietzsche, F.: Jenseits von Gut und Böse. Vorspiel einer Philosophie der Zukunft [1886]. In: Kritische Studienausgabe Bd. 5. München 1988<sup>2</sup>, S. 9–243, Nr. 25, S. 42.

18 Ebenda (Hervorhebung im Original gesperrt).

19 Ebenda, Nr. 40, S. 57.

20 Ebenda, Nr. 41, S. 58f.

stellvertretenden Existenzproben. Im Spiegel ihres Spiels – und des Spiels aller Figuren in Thomas Bernhards Textwelt – betrachten Leser oder Zuschauer auch sich selbst. Sie werden aufgefordert, die Grenzen ihrer Welt und ihres Selbst im Erproben ihrer Sprachgrenzen zu erkunden. Direkte Selbsterkenntnis bleibt versperrt: „Wir sind uns unbekannt, wir Erkennenden, wir selbst uns selbst ...“<sup>21</sup> Erstaunt, betreten und „hinterdrein“ fragen „wir“ uns: „wer *sind* wir eigentlich?“<sup>22</sup> Um dem Fremdsein unserer selbst gerecht zu werden, bedarf es der Umwege, der Maskenspiele und Verwechslungen: „wir *müssen* uns verwechseln, für uns heißt der Satz in alle Ewigkeit ‚Jeder ist sich selbst der Fernste‘, – für uns sind wir keine ‚Erkennenden‘ ...“<sup>23</sup>

Sprache, Text und Theater dienen als Bühne solcher Verwechslungen. Sie ermöglichen Gedanken, die sich als Anderes der Sprache zeigen, aber weder aussagen noch logisch ordnen lassen. Mit ihrer Indirektheit befremden sie das Gewöhnliche zum Verständlichen des Unbekannten. Einem ähnlichen Gedanken über das Denken wiederum gibt Ludwig Wittgenstein in seinem „Tractatus logico-philosophicus“ Ausdruck, den Thomas Bernhard in den Worten der Figur des Ludwig zitiert. Wittgensteins Sprachgrenze ähnelt einer Ensor-Maske, wenn sie benutzt wird, um das unaussprechliche, existentiell ebenso verstörende wie beflügelnde Verhältnis von Selbst und Welt indirekt anzudeuten.

## 1.5 Zwischen

Wovon sprechen wir also, und was meinen wir, wenn wir sprechen? Worte bleiben dem Bezeichneten wie dem Denken unähnlich, doch taucht Bezeichnetes – etwas – im Akt des Bezeichnens auf. Was sich im Nennen zeigt, verbirgt sich hinter den Zeichen. Worte ordnen, worauf sie sich beziehen, etwas von anderem unterscheidend und Selbiges im Verschiedenen setzend. Selbiges zeigt sich nicht als Etwas, weder als Einzelnes noch als Allgemeines. Es begegnet als Gedachtes

---

21 Nietzsche, F.: Zur Genealogie der Moral. Eine Streitschrift [1887]. In: Kritische Studienausgabe Bd. 5. München 1988<sup>2</sup>, S. 245–412, 1, S. 247.

22 Ebenda (Hervorhebung im Original gesperrt).

23 Ebenda, S. 247f. (Hervorhebung im Original gesperrt).